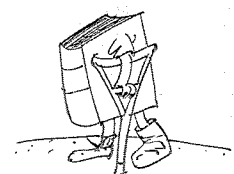


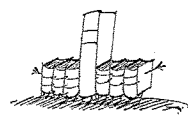
Bücher wörtlich genommen



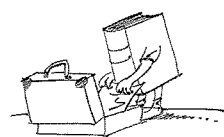
Ein spritziges Buch
(man liest es gern zum
Frühstück...)



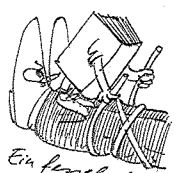
Ein Buch, das nicht
ganz geht



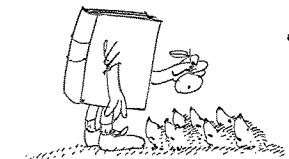
Ein schwer-
wichtiges Buch



Ein packendes
Buch



Ein feinschludiges
Buch



Ein Buch mit sieben
Tügeln
(Du bist nie da, bleibst für mich
ein...)

Wahrhaftiger Bericht über das Berühmtwerden [Auszug]

Gott, so viel weiß man, wird stets von den Armen – oder doch den Armen im Geist – erkannt, gerade in deren Kreis aber hatte G seine unrühmlichsten Stunden verbracht. Als er der Einladung gefolgt war, im Psychiatrischen Zentrum der Universität zu N. zu lesen, hatte er noch geglaubt, er könne helfen, dann aber, als er in dem halbrunden Freizeitraum des Zentrums saß, wurde ihm bewußt, daß er selber der Hilfe bedurfte.

Zahlreiche schwarze Kunststoffstühle, die wenigsten besetzt. Die Wände mit grüner Ölfarbe gestrichen, vielfach abgestoßen. Eine Ausbuchtung des Raumes, eine Art Allerheiligstes, das durch eine Ziehharmonika-Plastikwand vom übrigen Raum abgeschirmt wurde und doch nichts weiter barg als ein Kreuzifix und ein Schlagzeug: »Hier finden manchmal Andachten statt oder es wird zum Tanz aufgespielt.« Ein Getränkeautomat. Resopaltische längs der Wand, auf denen Plastikbecher standen. Häßlicher Wandschmuck, häßliche Säulen, häßliche Beleuchtungskörper, reizende Gastgeber. Einer holte G an der Pforte ab, einer blickte mit ihm bedauernd auf die leeren Stuhlreihen – »Ich begreif auch nicht, warum nicht mehr da sind, aber das letzte Mal, bei der YX-Lesung waren auch nicht mehr da« –, einer erbot sich, im Fernsehraum nachzuschauen: »Vielleicht hat es sich noch nicht herumgesprochen, daß hier heute gelesen wird.«

Offensichtlich hatte es sich nur zu gut herumgesprochen. Bis auf einige wenige Nachzügler fand sich niemand mehr ein, vor allem aber war da niemand, der G die Zusammensetzung seines kargen Publikums erklärt hätte – wer gehörte eigentlich zu den Pflegern? Und wer zu den Gepflegten?

G, der heitere Gedichte vorlas, viel mehr hatte er nicht an-

zubieten, wagte kaum aufzusehen. Sah er auf, blickte er in die erloschenen Augen dreier anscheinend depressiver Frauen. Nie waren ihm seine Scherze derart bodenlos nichtig vorgekommen. Hin und wieder lachte einer der anderen Hörer, doch das machte die Sache nur noch schlimmer. Wie konnte man angesichts dieser Frauen lachen? G war froh, als sie nach einem Gedicht, das die Kirche veralberte, aufstanden und geschlossen den Raum verließen. Er versuchte Zeit zu gewinnen und kramte eine längere Geschichte hervor, die war wenigstens nicht auf schnelle Lacher hin angelegt. Stille breitete sich aus, doch die wurde nun von einem regelmäßigen Knacken und Krachen unterbrochen. Jemand, der hinter G stand, hatte sich von einem der Resopaltische einen Plastikbecher gegriffen, den er in regelmäßigen Abständen knackend zusammendrückte, worauf der sich wieder krachend entfaltete. Das geschah so unablässig und zwanghaft, daß G spürte, wie in ihm Tränen aufstiegen. Tränen des Zorns, des Mitleids und der Einsicht in die gebrechliche Einrichtung einer Welt, die den einen dazu zwang, heitere Geschichten zu verlesen, und den anderen dazu, die ihm innewohnende Unruhe unter allen Umständen in so peinlicher wie peiniger Weise laut werden zu lassen. Er las und las, eigentlich ein Wunder, daß sein Mund immer noch die Worte formte, die da vor ihm auf den Buchseiten standen, und nicht die, die ihm immer unablässiger durch den Kopf gingen: Daß er bei der Abfassung der Geschichte ja auch lediglich einem Zwang gefolgt sei, dem, sich bemerkbar zu machen. Daß er hier, der Lesende, und der da, der Knackende, doch eigentlich Brüder seien, vereint im Bestreben, sich anderen, koste es was es wolle, mitzuteilen. Daß ihrer beider Wahn nur graduell, nicht substantiell unterschieden sei. Und doch war unbestreitbar, daß nicht der Lesende den Knackenden, sondern der Knackende den Lesenden bei seiner Tätigkeit störte. Wenn der doch nur nicht so knacken würde! Nun war G bereits bei jenen Passagen angelangt, die erfahrungsgemäß die ersten Lacher auslösten, statt der Lacher aber erntete er nur Knacker. Wie gelähmt las nicht

nur er, saßen auch die Zuhörenden. Alles ebenfalls Verwirrte? Oder Kundige, die wußten, daß es kein Gegenmittel gegen die Obsession des mechanisch Lärmenden gab? G, der sich längst in sein Schicksal ergeben hatte und immer hastiger den Zeilen folgte, schreckte auf, als einer der Zuhörenden in sein Lesen rief: »Herr Doktor, könnten Sie das Knacken nicht unterlassen?« Da erst wagte er, hinter sich zu blicken, und sah dort einen rundlichen Mann in weißem Kittel stehen, der fast beleidigt den Plastikbecher auf den Resopaltisch stellte. Wut stieg in G hoch. Wie viel vertane Anteilnahme! Welch verschwendete Feinfühligkeit! Den Rest des Abends hielt Gs Wut an, weder der freundliche, wenn auch dünne Applaus noch der anschließende Umtrunk in rustikalem Ambiente konnten sie gänzlich dämpfen. Daß ihm so mitgespielt worden war! Aber wurde ihm nicht ständig so mitgespielt?

Aus einem Bärenbuch



Jedes Jahr im Herbst, da spielen wir es wieder, jenes schreckliche Spiel:

Mein Buch, dein Buch

Eigentlich habe ich nichts gegen das Schreiben. Einige der bedeutendsten Dichter haben – und ich wäre der letzte, der das leugnet – geschrieben. Shakespeare beispielsweise oder – warum nicht – Flaubert oder; natürlich, Goethe. Alles Männer, die ich schätze, verehere, ja liebe. Vor allem deswegen, weil mir keiner von ihnen jemals mit beiläufig bohrendem Blick zu verstehen gegeben hat: »Bist du eigentlich schon dazu gekommen, mein letztes Buch zu lesen?«

Wie anders in unseren Kreisen. Da schreibt nicht nur jeder, da erwartet auch jeder von uns, von jedem von uns gelesen zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, ist jedem jedes Mittel recht, und so stapeln sich jeden Herbst bei jedem von uns die handschriftlich dedizierten Neuerscheinungen der anderen – was tun? Sie lesen? Dann käme man ja nicht mehr zum Schreiben. Also läßt jeder von uns den Bücherstapel auf sich beruhen und beschränkt sich darauf, während der ersten Zusammenreffen – im Rahmen der Buchmesse etwa – dem anderen zu versichern, er, der Versichernde, könne noch nichts über dessen neues Buch sagen, freue sich jedoch schon darauf, gerade dieses Werk so bald wie möglich und vor allem in größtmöglicher Ruhe zu studieren – eine Versicherung, in die der andere meist verdächtig erleichtert miteinstimmt: Ja! Genau so verhalte es sich mit dem Buch seines Gegenübers, für dessen Übersendung er übrigens herzlich danke. »Ganz meinerseits – wir hören also voneinander!« – »Aber klar!«

Einen Monat lang höre und sehe ich nichts von ihm, ein zweiter Monat vergeht, ohne daß sich unsere Wege kreuzen, da, der dritte Monat ist kaum verflossen, sitzt er unübersehbar an einem

fast leeren Tisch im »Cannelloni-Karl«. Flucht wäre zwecklos. Angriff ist die beste Verteidigung, furchtlos lasse ich mich ihm gegenüber auf den Stuhl fallen.

»Na?«

»Na ja«, erwidert er. »Kalt heute, wie?«

Aha! Diese Schiene also! Na gut, reden wir über das Wetter. Hätte er mein Buch gelesen, müßte er zwar nicht zu derart fadenscheinigen Ersatzthemen Zuflucht suchen, aber was soll's. Ich habe sein Buch schließlich auch nicht gelesen, also sind wir quitt. Keine Zweideutigkeiten, keine Peinlichkeiten, halten wir uns an meteorologische Eindeutigkeiten: »Ja, ziemlich kalt, und das mitten im Winter!«

»Tja ...«

Erstmals fällt mir seine niedrige Stirn auf. Bisher hatte ich sie immer als mutwillig vorgezogenen Haaransatz interpretiert, doch jetzt, im grellen Licht der Wirtshauslampen, ist kein Zweifel möglich – die Stirn ist einfach nicht höher. Und wie tief die Schweinsäuglein im wulstigen Schädel liegen. Sieht der überhaupt etwas? Kann der überhaupt erkennen, wer da vor ihm sitzt, der Autor von »Glück Glanz Ruhm« nämlich?

»Norbert ...«

Na ja – grobe Umriss scheint er noch wahrnehmen zu können. Ich heiße Norbert, und er nennt mich Norbert. Also hat er eine Antwort verdient.

»Ja?«

»Ich habe übrigens dein Buch gelesen ...«

Ach – hat er das? Erstaunlich, wie er während dieser Worte seinen Haaransatz zurückweichen läßt. Warum muß er den aber auch immer so tief ins Gesicht furchen? Ein oberflächlicher Betrachter könnte aus dieser Marotte auf eine niedrige Stirn schließen, während sie doch –

»Ja. Und ich hatte bereits während der ersten Seiten ein gutes Gefühl ...«

Mißtrauisch mustere ich seine Züge. Doch in seinem offenen, ja strahlenden Gesicht ist kein Falsch.

»Ach ja?«

»Ja, durchaus. Ich halte es ehrlich gesagt für dein bestes.«

Es ist mein bestes, kein Zweifel. Nie habe ich inspirierter geschrieben, nie die Inspiration unnachsichtiger der Kontrolle rigorosesten Kunstverstands unterworfen. Das Ergebnis konnte nichts anderes als ein großer Wurf werden, doch es ist eine Sache, das selber zu wissen, und eine andere, es von einem hochgebildeten Leser, einem Kollegen der schreibenden Zunft gar, bestätigt zu bekommen. Wie hieß noch mal dessen letztes Buch?

»Deine früheren Bücher, Norbert, waren auch nicht schlecht ...«

Nein, das waren sie bei Gott nicht. Sie waren gut, sehr gut sogar, aber –

»... aber ich finde, du bist weitergekommen. Dein neues Buch ist – laß es mich so sagen – komplexer.«

Ich lasse ihn. Warum soll er das nicht sagen dürfen? Er ist schließlich ein freier Mann in einem freien Land, der von seinem Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch macht. Von mir aus könnte er stundenlang so weiterreden, so frei, so sachlich, so kundig. Doch plötzlich schweigt er. Sein offener Blick begegnet meinem. Etwas Hilfloses glaube ich in ihm zu entdecken, etwas Hilfeheischendes fast. Fehlen ihm etwa die Worte? Erwartet er von mir, daß ich ihm bei der Suche helfe? Nun rede ich offen gestanden nicht gern über meine Bücher, doch in diesem Fall mußte es wohl sein.

»Tja«, sage ich zögernd, »also, was das letzte Buch betrifft ...«

»Ja? Hast du es gelesen?«

Wie denn nicht? Ich habe es schließlich geschrieben. »Ja natürlich«, sage ich etwas verwirrt.

»Und?« fragt er, sich vorbeugend. »Wie fandest du es?« O Gott, er meint sein Buch. Wie finde ich denn sein Buch? Ich weiß ja nicht einmal, wie es heißt.

»Nun ja«, beginne ich vorsichtig, »du hast zweifellos viel riskiert ...«

Ein guter Anfang. Daran hat er erst mal zu knabbern. For-

schend, aus etwas verengten Augen schaut er mich an, während ich fieberhaft nach Anhaltspunkten suche. Arbeitete er nicht seit Jahren an einer Trilogie? Waren nicht bereits zwei Bände erschienen? Ging es da nicht um den Nachtportier eines großen Frankfurter Hotels, der langsam durchdrehte? Und hatte nicht die Kritik an den ersten beiden Folgen vor allem gelobt, daß da endlich einmal Arbeitswelt thematisiert werde, Selbstentfremdung, Anonymität der Massengesellschaft, all der Scheiß? Wenn mir nur noch einfiel, wie die Hauptfigur heißt!

»Mein erster Eindruck war, da sitzt jeder Satz«, sage ich aufs Geratewohl. Er lehnt sich zurück, doch seine Augen bleiben prüfend auf mich gerichtet. Na gut. Er hat mein Buch gelesen, also habe ich auch sein Buch gelesen.

»Gegen Ende wird es sehr stark. Obwohl die Mitte fast noch eindringlicher ist. Und erst der Anfang!« rede ich weiter, da er immer noch kein Wort sagt. Erwartet er etwa Details?

»Fandest du nicht, daß die Ägypter etwas zu schlecht weggekommen sind?« fragt er fast ängstlich.

Die Ägypter? Welche Ägypter denn? Wahrscheinlich irgendwelche Hotelgäste.

»Nein, nein«, versichere ich. »Ich fand die Ägypter sehr genau getroffen. Keine Spur überzeichnet. Man sieht sie direkt vor sich.«

»Aber was ich über die Fellachen sage ...«

»Völlig nachvollziehbar. Ich meine ...«

Fellachen? Ägyptische Bauern im Frankfurter Nobelhotel? Gäste der Landwirtschaftsmesse? Oder Angehörige einer Bauchtanzgruppe? Auf jeden Fall ein Problem für einen nervenschwachen Nachtportier. Wie hieß der Typ denn noch mal?

»Ich meine ...«

Kernbeißer? Kernmeyer? Steinbrenner?

»Ich meine, da wäre jeder andere auch durchgedreht, nicht nur dieser, dieser ...«

»Durchgedreht? Wer denn?«

»Na dieser ...«

Wie komme denn ich dazu, ihm zu erzählen, wer in seinem Roman durchdreht? Wenn jemand das weiß, dann doch er, er hat ihn schließlich geschrieben.

»Na, du weißt schon ...«, sage ich tastend, »der ... der Dingen. Immer dieser Streß, und dann die Ägypter und diese ganzen anderen Fellachen, die mitten in der Nacht noch ... also das mit dem Bauchtanz, das mußte ja dann dem ... dem ...«

Wie klein seine Augen plötzlich wieder wirken. Fast finster. Warum komme ich denn nicht auf den Namen?! Staubbeutel? Strapshalter? Schwanthaler? Schwanthaler! Na endlich!

»Das mußte doch dem Schwanthaler den Rest geben. Sehr gut nachzuvollziehen. Ich meine, wer das nicht nachvollziehen kann, der sollte in Fragen anspruchsvoller Literatur in Zukunft bitteschön den Mund halten. Das Nachvollziehbarste, was du je geschrieben hast. Ehrlich!« Mein Gegenüber nippt geistesabwesend am Apfelwein.

»Findest du?« fragt er schließlich.

Habe ich irgendwas falsch gemacht? Egal. Jetzt muß ich da durch.

»Ja, finde ich. Du kennst mich ja – ich bin nicht der Typ, der jeden Text ohne weiteres nachzuvollziehen bereit ist. Doch die Art und Weise, wie du es den Scheichen gegeben hast – das mußte auch ich nachvollziehen, ob ich wollte oder nicht. Hundertprozentig.«

Bin ich zu weit gegangen? Nein, alles in Ordnung. Mein Gegenüber lächelt. Ein bössartiger Beobachter könnte es auch ein Grinsen nennen.

»Das bringt mich übrigens noch mal auf dein Buch«, sagt er.

Na endlich! Rede weiter, du redest gut!

»Bei deinem Text fiel es mir offen gestanden schwer, die Personen nachzuvollziehen –«

Welche Personen denn? Mein Buch enthält ausschließlich Essays zur Kunst.

»Bis auf den Briefträger natürlich. Wie der den Hund ins Bein beißt, weil der sich weigert, die Empfangsbestätigung für den

Einschreibebrief zu unterzeichnen, in welchem ihm mitgeteilt wird, er habe sich bei Ausbruch des Dritten Weltkriegs unverzüglich als Minensuchhund beim Kreiswehersatzamt Köln-Kalk zu melden, andernfalls er mit seiner standrechtlichen Ersäufung im Lehrtrinkbecken des Alkoholikerheims ›Stramme Fahne‹ zu rechnen habe, und wie dann das Herrchen des Hundes, also du, sein Taschenmesser entschert und sich mit dem Ruf ›Kirschwasser für Canitoga!‹ auf den entmenschten Briefträger stürzt, das ist derart nachvollziehbar, daß –«

Das war der Moment, an welchem auch ich mich auf mein affenartiges Gegenüber stürzen wollte und daran einzig durch den Umstand gehindert wurde, daß er viel größer und böser war als ich.

Anderntags angestellte Erkundungen ergaben übrigens, daß es sich bei dem Buch meines Gesprächspartners allem Anschein nach um die Beschreibung einer Ägyptenreise handelte, welche er mit Unterstützung des Goethe-Instituts hatte unternehmen können.

Wieso dieses Institut, immerhin Träger eines nicht ganz unbekanntens Namens, es gewagt hatte, einem uralten Kulturvolk wie den Ägyptern auf Kosten der kleinen Sparer einen derartigen Vertreter des angeblich geistigen Deutschlands vorzusetzen, dürfte wohl auch dem gutwillig mit der Materie Befassten nur schwer nachvollziehbar sein.

Ich finde, jemand sollte mal etwas darüber schreiben.



Ach aber ach



„Ach aber ach,“ dachte der Jodel, kann ich mich hier eigentlich so einfach unter die Heizsonne setzen, während unmittelbar hinter der Heizsonne das reine Chaos herrscht?

Wege zum Ruhm

(Erstens: Vom richtigen Namen)

Mein lieber Horst,

Du wirst Dich vermutlich darüber wundern, Post von Deinem Patenonkel zu erhalten. Doch seit wir uns das letzte Mal aus Anlaß Deiner Abiturfeier sahen, seit ich von Deinem Berufswunsch »Künstler« weiß, und seit Deine Mutter mich unter vier Augen fragte, ob ich Dir nicht mal ins Gewissen reden könne – schließlich sei ich ja auch so eine Art Künstler und wüßte daher am besten um die Gefahren einer solchen Existenz –, seit diesem Nachmittag also bin ich Euch eine Antwort schuldig. Sie wird, fürchte ich, anders ausfallen, als Deine Mutter sie sich gewünscht hat. Was immer ich an warnenden Beispielen aus meinem Leben erzählen könnte, es verblaßte sicherlich neben dem Patenonkel-Robert-Bild, das sich, wie ich wohl weiß, seit Jahrzehnten in Deiner Familie verfestigt hat: Kann jeden Tag ausschlafen (und hat das auch nötig), lebt das halbe Jahr über in Italien und verdient in der anderen Hälfte mit ein paar locker hingeworfenen Strichen bzw. Worten vielleicht mehr als unsereins in – aber wenden wir uns lieber unverfänglicheren Beispielen zu, wirklichen Künstlern, die es zu Lebzeiten wirklich schwer hatten, Leuten wie Hölderlin, wie Mozart oder wie Kleist, der 1803, sechsundzwanzigjährig, aus Paris die bitteren Worte schreibt: »Der Himmel versagt mir den Ruhm, das Größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein Kind alle übrigen hin.«

Nun – gerade diese Verzweifelten von damals reizen heute jugendliche, selbst reife Gemüter zur Nachahmung. Die schlichte Tatsache ihrer Bekanntheit nämlich macht jede Künstlervita zur Erfolgsgeschichte. Je dunkler des Meisters Erdentage verliefen,

desto heller überstrahlt sein Nachruhm alle Demütigungen, Gebrechen und Niederlagen: Ende gut, alles gut. Eine zutiefst irreführende Optik! Erstens können sich all die Berühmten für unsere nachträgliche Bewunderung nichts kaufen, und zweitens übersieht dieser Blick zwangsläufig all jene Künstler, die es trotz ähnlich düsterer Lebensläufe nicht geschafft haben, berühmt zu werden, all die Moppel, Schluntz und Bakikeke, Personen, deren Namen ich deswegen erfinde, weil es in der Natur der Sache liegt, daß man unbekannte Künstler nicht kennt.

Dafür werden die bekannten immer bekannter. Immer wieder nämlich hat es Künstler gereizt, das Leben anderer Künstler nachzuerzählen, und so gut wie immer haben sie sich der scheinbar gescheiterten Existenzen angenommen: Ein schweres Leben erzählt sich halt leichter.

Bereits Georg Büchner schrieb nicht die Novelle *Goethe*, sondern *Lenz*, und heutzutage adelt Peter Härtling ganz besonders umwitterte Kollegen gleich rudelweise durch die Gnade der späten Biographie, ein Umstand, der den respektvoll erschütterten Leser all die Hölderlin-, Lenau-, Mörike-, Waiblinger- und Schubert-Romane fast getröstet aus der Hand legen läßt: »Na, dann haben sich die ganzen Opfer und Qualen ja doch noch irgendwie gelohnt!«

Auf jeden Fall zeigt die mittlerweile in unseren Köpfen fest verankerte Paarung Kunst und Ruhm Wirkung – häufig zur noch wirkungsvolleren Dreieinigkeit Kunst, Ruhm, Geld erweitert –: Einer jüngsten Statistik zufolge gab jeder fünfte Jugendliche als seinen Traumberuf »Künstler« an, weit abgeschlagen folgt bei den männlichen Befragten der »Sportler«, bei weiblichen ein »Heilberuf«.

Aus all dem, lieber Horst, folgt zweierlei: Erstens stehst Du mit Deinem Berufswunsch nicht allein, und zweitens bin ich nicht der Mann, der Dich davon abhalten könnte, diesen Weg einzuschlagen. Eines freilich vermag ich kraft meiner Lebenserfahrung und Streckenkenntnis: Dich auf den Weg vorbereiten, Dich vor gefährlichen Stolpersteinen warnen, Dir Abkürzungen

verraten – mit einem Wort: Dir Startvorteile gegenüber der massenhaften Konkurrenz verschaffen. Und das will ich tun.

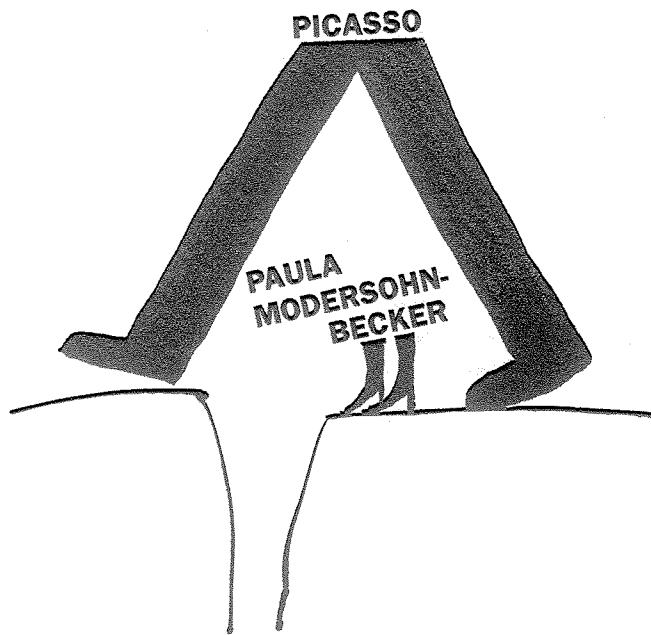
Doch bevor wir uns Schritt für Schritt den Fragen zuwenden, welche Kunst, welcher Ruhm, welches Leben, welches Image, welche Stoffe, welche Leiden, welche Verlage, welcher Tod und welches Nachleben Deinen speziellen Bedürfnissen und Talenten entsprechen, mußt Du zuallererst ein Haupthindernis für eine erfolgreiche Künstlerkarriere beiseite räumen: Deinen Namen.

Horst Streugöbel – wer in aller Welt soll das aussprechen können? Franzosen, Italiener und Russen werden bereits beim »h« scheitern, der Ostasiate wird beim »r« passen, die englischsprechende Welt angesichts der Doppelvokale und Umlaute verzweifeln – sofern Du auch außer- und oberhalb unserer Volkstümlichen Hitparade reüssieren willst, wirst Du Dich umbenennen müssen. Wie? Wie Picasso zum Beispiel. Der kam als Pablo Ruiz zur Welt, signierte eine Zeitlang mit den Namen beider Eltern »Pablo Ruiz y Picasso«, bis er sich ganz und gar für den Namen der Mutter entschied. Eine gute Wahl? Die bestmögliche! Eine unschlagbare Verbindung von drei weltweit unproblematischen Vokalen mit drei Konsonanten, die ebenfalls keine Zunge überfordern dürften. Dazu der alliterierende Vorname, der bereits zwei der Vokale des Nachnamens anklingen läßt – kein Wunder, daß der Tochter Paloma Picasso für ihre international vertriebenen Cosmetics auch kein besserer Markenname einfiel als der ihrer Familie. Zum Vergleich – könntest Du Dir ein weltweit erfolgreiches Parfüm namens *Paula Modersohn-Becker* vorstellen? Begreifst Du, warum diese übrigens hochtalentierte Malerin bis heute eine ziemlich deutsche Angelegenheit geblieben ist?

Matisse, Miró, Dalí; Mann, Camus, Eco; Ligeti, Cage, Glass – wer sich heute in welcher Kunst auch immer einen Namen machen will, der sollte zuvor einen suggestiven Namen finden: vokalreich, praktisch, kurz. Freilich: Nicht immer wird er gleich in der Familie der Mutter fündig werden – etwas besseres als Horst Hakker solltest Du allemal erfinden können.

Laß mich wissen, worauf Deine Wahl fällt, und sei herzlich begrüßt von Deinem Wegweiser und Patenonkel Robert G.

PS: Versuche bei der Namenswahl unnötige Mißverständnisse zu vermeiden – noch immer soll z. B. die Erwähnung des Philosophen Kant in angelsächsischen Seminaren auf Belustigung oder Befremden stoßen.



*„Und was noch gut ist an Kiel:
Man ist schnell im
Elsass!“*